

Schicksale jugendlicher Omnipotenz – Autonomie – Kulturerneuerung

Möglichkeitssinn, universalistische Moral und Geschichtsfähigkeit als Resultat gelungener Adoleszenz und deren Gefährdung durch gesellschaftliche Kühlsysteme¹

Summary

Vicissitudes of omnipotence in adolescence – autonomy – the renewal of culture:

A successful development in adolescence leads to a sense of one's own possibilities, an ability to find universal morals and one's place in history. But this process is endangered by social cooling systems.

In Sigmund Freud's view, man's ability to adapt and build new cultures without genetic change depends on a two-phase development of sexuality. Kurt Eissler described puberty as a »second chance« to revise infantile psychic structures and patterns of behaviour. The adolescent's way of dealing with physical and mental urges becomes a model for later behaviour in dealing with social situations in adulthood. The result of a successful development in adolescence is a sense of coherence and autonomy. However, adolescence as an emancipation project is frequently chilled: The family and social institutions slow down the dynamics of adolescence. Initiation is a response of the older generation to the provocations of the younger generation. In this way, they not only inhibit the individual development of young people. They also spoil the chances for social change. This paper looks at the necessary conditions for a successful development in adolescence, as well as the role of the zeitgeist and the effects of a frozen or broken adolescence. In the second part of this paper, the author examines the gender gap regarding the amount of space that is given to the »second chance« in adolescence. The effects of this on the adolescent's sense of coherence and autonomy are discussed.

Keywords: omnipotence, narcissism, two-phase development of sexuality, second chance, sense of coherence, autonomy, gender.

Zusammenfassung

Sigmund Freud sah in der Zweizeitigkeit der sexuellen Entwicklung die Bedingung der Möglichkeit, dass der Mensch auch ohne genetische Veränderungen neue Kultur- und Anpassungsformen schaffen könne. Kurt Eissler beschrieb die Pubertät als »zweite Chance«, um die kindlichen psychischen Strukturen und Verhaltensmuster zu revidieren. Die adoleszente Auseinandersetzung mit drängenden körperlichen und geistigen Fragen wird zum Modell dafür, wie die Jugendlichen sich später in gesellschaftlichen Auseinandersetzungen verhalten werden. Das Resultat einer gelungenen Adoleszenz ist persönliche Kohärenz und Autonomie. Das Emanzipationsprojekt Adoleszenz ist allerdings vielfach gefährdet. Die Familie und gesellschaftliche Institutionen kühlen die Adoleszenzdynamik. Initiation

1 Aspekte dieses Artikels habe ich ausführlicher behandelt in: Novotny, E. (2010): Ermächtigen. Ein Bildungsbuch. Für eine wache Zeitgenossenschaft im Spannungsfeld von Individualisierung und neuen Formen von Gemeinschaft. Frankfurt a. M.: Peter Lang.

ist die Antwort der Alten auf die Provokationen der Jugend. Sie blockieren damit nicht nur die individuelle Entwicklung Jugendlicher, sie vergeben die Chance auf gesellschaftlichen Wandel. Im Artikel geht es um Bedingungen geglückerter Adoleszenz, um Zeitgeist und um Effekte eingefrorener oder zerbrochener, Adoleszenz. Der zweite Teil problematisiert die unterschiedlichen Spielräume der »zweiten Chance« für die beiden Geschlechter und deren Effekte auf Kohärenzgefühl und Autonomie.

Schlüsselwörter: Omnipotenz, Narzissmus, Zweizeitigkeit der sexuellen Entwicklung, zweite Chance, Kohärenz, Autonomie, Gender

»... Gute Jugend glaubt, dass sie Flügel habe und dass alles Rechte auf ihre herbrausende Ankunft warte, ja erst durch sie gebildet, mindestens durch sie befreit werde. Mit der Pubertät beginnt das Geheimnis der Frauen, das Geheimnis des Lebens, das Geheimnis der Wissenschaft«, schrieb Ernst Bloch (1959, S. 132) und dachte – bezeichnend – an junge Männer.

Sigmund Freud erkannte die Bedeutung der Adoleszenz für die Entwicklung der Kultur. Er sah in der *Zweizeitigkeit der sexuellen Entwicklung* die Bedingung der Möglichkeit, dass der Mensch auch ohne genetische Veränderungen neue Kultur- und Anpassungsformen schaffen könne. Der *erste* Triebsschub in der frühen Kindheit gewährleiste die Anpassung an die – idealtypisch – *stabile, konservative* Familienstruktur, der *zweite* Triebsschub, der in der Pubertät anfangs, die Anpassung an eine – im Idealfall – *dynamische, expansive* Kulturstruktur. Der *erste* Anpassungsprozess führt zur Aneignung gegebener Verhältnisse. So sind die Liebesobjekte vorgegeben und das Kind ist völlig von diesen abhängig. In der *Pubertät*² kommt es dann zu einer Verflüssigung der im Rahmen der Familie gebildeten psychischen Strukturen. Kurt Eissler (1966) betont die Kräfte, die dabei frei werden, und beschreibt die Pubertät als »*zweite Chance*«, als eine Frist um die kindlichen Muster zu revidieren. Die Verflüssigung der psychischen Strukturen führt zu Verunsicherung, sie setzt allerdings auch Energien frei. Beides motiviert eine Phase des Experimentierens. Im *zweiten* Anpassungsprozess geht es in der Folge um *Innovation*, um den Eintritt in das öffentliche Feld mit seinen *dynamischen* Strukturen und damit um den Aufbau psychischer und kognitiver Strukturen, die dazu befähigen, sich öffentlich qualifiziert einzumischen (Erdheim 1997). Jugendliche sollten lernen, *selbst* zu denken und *Eigensinn* entwickeln. *Spannungs- und Frustrationstoleranz* werden sie ebenso benötigen wie eine *autonome Moral*. Alle diese Tugenden gedeihen besser, wenn sie auch *Humor* entwickeln (Novotny 2010).

Mächtige Antriebe bestimmen das Experimentieren der Jugendlichen: ein Schub an *Libido*, die sich von den Eltern löst, *Aggression* sowie *Größen- und Allmachtsphantasien*. Die libidinöse Besetzung des Selbst im Narzissmus und die Selbstüberschätzung sind ebenso wie die Aggression wichtige Motoren für den Mut, die Welt in Frage zu stellen und der Verunsicherung standzuhalten, die damit einhergeht.

2 Mit den Begriffen Pubertät und Adoleszenz beziehe ich mich auf dieselbe Entwicklungsphase, wobei das Konzept Pubertät stärker die körperlichen Veränderungen im Auge hat, während Adoleszenz vor allem deren psychische Manifestationen erfasst.

In erster Linie stehen Jugendliche unter dem Eindruck ihrer drängenden Sexualität. Der sich wandelnde Körper und seine neuen, verwirrenden Regungen spielen eine hervorragende Rolle. Jugendliche versuchen das Anstehende allerdings auch zu bewältigen, indem sie die Auseinandersetzung auf ein anderes Niveau verlegen. So setzen sie das, was sie im Inneren spüren, in abstrakte Gedanken um und stellen die gegebenen Formen von *Realität*, *Liebe* und *Arbeit* in Frage. Anna Freud sprach von der »Intellectualisierung der Pubertät« (1936, S. 123).

Gelungende und missglückte Adoleszenz

Die adoleszente Auseinandersetzung mit drängenden körperlichen und geistigen Fragen wird zum Modell dafür, wie der/die Jugendliche sich später in gesellschaftlichen Auseinandersetzungen bewähren wird. Die *krisenhafte* Episode der *Adoleszenz* prägt die Art und Weise, in der Menschen später den Anforderungen einer *krisenhaften* Kulturentwicklung begegnen, wie sie für die Moderne typisch ist. Das Schicksal dieser Aufbruchphase beeinflusst maßgeblich, ob sich ein junger Mensch später als *lernfreudig* und somit als *geschichtsfähig* erweisen wird oder ob er in erster Linie auf *Bewahren* und *Sichern* aus sein wird (Erdheim 2007, 1997). Dynamik und Spielregeln unserer sozialen Systeme korrelieren so mit den Bedingungen, unter denen Jugendliche ihren »Kampf um Anerkennung« (Hegel 1807, 1971; Honneth 2003), um ihre Individuation, prozessieren können.

Viel ist in der Adoleszenz zu leisten. Zunächst die Ablösung von der Familie. *Der, die, das Fremde* soll libidinös besetzt werden. Es soll sich lohnen, sich in neuen Beziehungen und in der weiten Welt zu engagieren. Auch das *eigene Selbst* muss libidinös besetzt werden. Das bringt thymótische Energie und hilft, einen aufrechten Gang zu entwickeln, »sich seines eigenen Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen« (Kant 1784) und nach *guten* Gründen zu handeln (Kant 1781). *Selbstaffirmation*, *Omnipotenzphantasien*, *Schöpfungsdrang* und *Kreativität* müssen sich mit entsprechenden *Ich-Fähigkeiten* paaren, mit *Frustrationstoleranz*, mit einem *langen Atem* und mit *Anstrengungsbereitschaft*. Der *Narzissmus* sollte sich *mit der Welt versöhnen* können, etwa im Prozess der Arbeit, in politischer Tätigkeit oder in zivilgesellschaftlicher Praxis. Um ihr Bedürfnis nach Kompetenz und Kontrolle zu stillen, brauchen Jugendliche ein *Gefühl eigener Wirksamkeit*, die Zuversicht, in ihrer Welt gewollte Effekte erzielen zu können. Die bauen sie am verlässlichsten auf, wenn sie sich tatsächlich vielfältig bewähren können. Dazu müssen sie ein Verständnis für die relevanten Ausschnitte der Welt entwickeln, ihrer inneren Realität sowie der äußeren. Und sie brauchen entsprechende Ressourcen, Fähigkeiten und Mittel, auf diese Einfluss zu nehmen. Dann bleiben Größenphantasien nicht auf dem Niveau irrealer Ansprüche gegen sich selbst hängen und müssen auch nicht als unangemessene Machtansprüche gegen andere ausgelebt werden.

Die individualpsychologisch inspirierte Pädagogik in Österreich Anfang des 20. Jahrhunderts hat gezeigt, wie junge Menschen auf gesellschaftliche Anforderungen eingestimmt werden können. Alfred Adler setzte auf »Ermutigung« des Individuums,

auf »Gemeinschaftsgefühl« und auf die Ertüchtigung der Menschen zur Schaffung einer Gesellschaft, die ein Gemeinschaftsgefühl auch rechtfertigt. In *Freien Schulen, Kinderrepubliken, selbstverwalteten Sommerlagern* und in der *Individualpsychologischen Versuchsschule* waren Gewaltfreiheit und ein demokratischer Lebensstil erklärte Erziehungsziele. Förderung von Phantasie und Gestaltungskraft jedes Kindes, Erziehung zur Eigenverantwortung, offene Debatten, gemeinsames Entscheiden, Kooperation und sportliche Aktionen bildeten den Rahmen einer *Pädagogik ohne Straf- und Druckmaßnahmen*. Eugenie Schwarzwald, Otto F. Kanitz, Alfred Adler, Ferdinand Birnbaum, Franz Scharmer und Oskar Spiel waren die pädagogischen Initiatoren und Mentoren, das Who-is-Who der fortschrittlichen Intelligenz des Landes beteiligte sich an den Projekten, so Oskar Kokoschka, Adolf Loos, Arnold Schönberg, Egon Wellez, Hans Kehlsen, Max Adler, Jenny Adler, Karl Kautsky, Marianne Pollak und Rudolf Serkin.

Das Resultat einer gelungenen Adoleszenz ist persönliche *Kohärenz* und *Autonomie*.

Ihre neue Welt, die innere wie die äußere, sollte Jugendlichen grundsätzlich *verstehbar* erscheinen. Zukunft sollten sie als *gestaltbar* wahrnehmen und sich selbst und die Welt als so *bedeutsam* bewerten, dass es lohnt, sich einzumischen. Diese drei Faktoren: *Verstehbarkeit, Handhabbarkeit* und *Bedeutsamkeit* kennzeichnen Aaron Antonovsky (1997) zufolge einen »*sense of coherence*«. Ein *Kohärenzgefühl* ambitioniere und mache krisenfest, so Antonovskys Theorie der »*Salutogenese*«.

Autonomie heißt, sich die Gesetze des Handelns selbst zu geben, bedeutet *moralische Freiheit* im Kant'schen Sinn (Kant 1781). Moral elaborieren wir zunächst im Rahmen interpersonaler Beziehungen, unser Selbstbewusstsein konstituiert sich im »Kampf um Anerkennung«. Jugendliche kämpfen nicht nur um Anerkennung, sie müssen sich im Prozess der Individuierung auch von der Anerkennung Anderer unabhängig machen können. Es sollte ihnen gelingen, Einsamkeit, die sich in Anerkennungsvakuen einstellt, zu ertragen und kreativ zum Aufbau von Eigensinn und einer autonomen, universalistischen Moral zu nutzen.

Viel verlangt von der Adoleszenzkrise. Aber: Jugendliche erklimmen gerade den Gipfel ihrer geistigen und moralischen Leistungsfähigkeit. Mit Beginn der Pubertät präsentieren sich Jugendliche zwar oft als relativ ignorant gegenüber traditionellem Schulstoff, sie erweisen sich aber zunehmend als sensibel gegenüber neuen Stimuli, die ihre Aufmerksamkeit erregen. (Spitzer 2010) Ihr Denken weist neue Qualitäten auf, es ist bereits abstrakt, mehrdimensional und relativ. Adoleszente können ihr Denken reflektieren und regulieren (Fend 2000). Ihr elaboriertes Denkens befähigt sie, ihr Selbst, ihre Objektbeziehungen, zu reflektieren und neu zu kreieren. Die lebendige, neugierige Intelligenz, wie sie für eine ungebremste Adoleszenz typisch ist, disponiert zum Erfassen moralischer Komplexität. Auch die Skrupellosigkeit gegenüber eingeübten Lebensformen und anerkannten Ordnungen macht sie moralisch sensibel.

Die geistige und moralische Kompetenz Jugendlicher fällt oft der Verleugnung anheim. Für Erwachsene ist es kränkend, zur Kenntnis zu nehmen, dass die eigene geistige Wendigkeit bzw. Anstrengungsbereitschaft in aller Regel bereits nachgelassen hat und ihr Verhalten oft von »Verantwortungsdiffusion« (Darley u. Latane 1968) zeugt.

Es ist bedrohlich, wenn mit dieser Einsicht ihren Macht- und Geltungsansprüchen der rationale Boden entzogen wird. Damit liegt für Erwachsene ein Motiv vor, Jugendlichen die nötige Ermutigung für ihre schweren Aufgaben vorzuenthalten.

Mario Erdheim (2010) bezeichnet die Adoleszenz als einen mächtigen Motor, der das Individuum dazu antreibe, seine Möglichkeiten und Fähigkeiten zu realisieren. Dieser Motor könne zum Stottern kommen, Ausfälle haben, zuweilen explodiere er auch. Die Turbulenzen der Adoleszenz gehen nämlich nicht nur mit Neugier, Kritik und Größenwahn einher. Die Verselbständigung körperlicher Vorgänge und das Scheitern an hochfliegenden Ideen mobilisieren auch sehr viel Scham und Angst. Deshalb sind Jugendliche versucht, bei zu großen Schwierigkeiten ihr Suchen und Experimentieren einzustellen. Sie fallen dann auf frühe, sichere Formen der Befriedigung und Abwehr ihrer Wünsche zurück und lassen alte Bilder von der Welt wieder aufleben. Die Verlockung ist groß, dass sie sich Gurus anschließen, sich auf *vorgebahnte* Karrieren einlassen, dass sie aufhören, die beunruhigenden Fragen zu stellen.

Gewalttätige, rechtsradikale Jugendliche sind extreme Beispiele für in diesem Sinne *missglückte* Adoleszenz. Sie sind in aller Regel aus dem gesellschaftlichen Reproduktionsprozess herausgefallen oder haben erst gar keinen Einlass gefunden. So sind sie nicht in der Lage, ihren Narzissmus über die Herstellung eines anerkannten Produktes zu befriedigen. Sie vermögen ihre Größenphantasien nicht an die Realität zu binden. Das macht sie zur leichten Beute für *irreale* Verheißungen, die ihr Größenselbst zu versöhnen imstande sind. Sie übertragen ihre Omnipotenz auf die Gruppe, delegieren ihre moralische Verantwortung an die Anführer und verfallen in kleinkindliche Abhängigkeit. Gewalt wird zu einem probaten Mittel, doch noch die eigene Wirksamkeit zu erweisen. Werden Größenfantasien frustriert, ist stets mit Gewalt zu rechnen, weil damit unmittelbar und augenscheinlich starke Effekte zu erzielen sind. Im Kontext biographischer Erfahrungen von Abhängigkeit, Missachtung und Ausschluss fungieren Gewaltinszenierungen zur Abwehr der eigenen Verletzlichkeit und dienen einer illusionären Restitution der Ehre (Bauer 2011; Neuber 2009). Es gilt: »Lieber Angst verbreiten als Scham aushalten zu müssen!« (Hopf 1998, S. 32).

Das Projekt Adoleszenz als Emanzipation ist vielfach gefährdet.

Familie

Einerseits geben Familien ihre Kinder oft nicht frei. Sigmund Freud schreibt, »*daß es eine der Hauptbestrebungen der Kultur ist, die Menschen zu großen Einheiten zusammenzuballen. Die Familie will aber das Individuum nicht freigeben. Je inniger der Zusammenhalt der Familienmitglieder ist, desto mehr sind sie oft geneigt, sich von den andern abzuschließen, desto schwieriger wird ihnen der Eintritt in den größeren Lebenskreis. Die phylogenetisch ältere, in der Kindheit allein bestehende Weise des Zusammenlebens wehrt sich, von der später erworbenen kulturellen abgelöst zu werden.*« (1930, S. 462–463)

Familien sind heute gekennzeichnet durch eine Labilisierung der Elternidentität und eine Statusaufwertung der Kinder. Unser »Auflösungszeitalter« (Ulrich Beck) ver-

unsichert Eltern kognitiv sowie in ihrem Verhalten und die emotionale Abhängigkeit der Eltern von ihren Kindern steigt. Das nimmt ihnen Autorität und hat Einfluss auf den Erziehungsstil. Dennoch weisen Familien nach wie vor eine ständische Struktur auf. Macht, Wirkungsschwerpunkt und Rollen der Familienmitglieder sind qua Geburt zugewiesen, Positionen nicht verhandelbar. Die Mitglieder sind ökonomisch, emotional und existenziell voneinander abhängig. Deshalb sind Beziehungen nicht ohne große Verletzungen aufkündbar. Macht ist sachlich nicht legitimationsbedürftig. Das gesamte Ungleichverhältnis ist nicht *aufgeklärt*, sondern bemäntelt mit dem »Zärtlichkeits- und Antieinsamkeitsversprechen der Liebe«, wie Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim (1990) das ausdrücken. Liebe verschleiert und verschärft die Ungleichheitsschicksale, Liebe macht blind. Walter Spiel betonte häufig, dass Liebe allen drei *Wahnkriterien* entspreche – *Irrealität, subjektive Gewissheit, Unkorrigierbarkeit*. Entsprechend *unaufgeklärt* und wenig zivilisiert sind Verhaltensweisen, die durch Liebe motiviert sind, besonders da, wo die Liebe in die Krise gerät – durch Forderungen nach Freiheit und Gleichheit etwa. Machtmissbrauch liegt nahe, Konfliktaustragung erfolgt häufig archaisch, martialisch.

Deshalb ist die Familie gerade nicht die »Keimzelle des Staates«, jedenfalls nicht eines *demokratischen*. In »heiße Kulturen« stehen einander die Interessen von Familie und Kultur diametral gegenüber. Für »heiße Kulturen« ist sozialer Wandel bestimmend, während »kalte Kulturen« jede Veränderung ihrer Strukturen zu verhindern suchen (Lévi-Strauss 1975). In traditionellen, von einem fixen Wertekosmos umschlossenen – *kalten* – Kulturen werden kindliche Muster der Abhängigkeit im Wechsel zum Erwachsenenstatus von der Familie auf die Gruppe, auf den Clan, übertragen. Das erfolgt durch den *Initiationsritus* – eine Zeit der *Qualen* und der *Belehrung*. Aufrechterhalten wird die lebenslange Abhängigkeit von der Gruppe durch *Tabus* und *Magie*. Individuierung, die Motivation des Handelns durch individuelle Gründe, findet nicht statt. Das System reproduziert sich, ohne gesellschaftliche Entwicklung zuzulassen (Erdheim 1997). Unsere Industriegesellschaften sind *heiße* Kulturen. Die rasche Entwicklung der Produktivkräfte erzeugt gesellschaftliche Unterschiede und Widersprüche. Diese verursachen im Laufe der Geschichte gesellschaftliche Umbrüche, jedenfalls sozialen Wandel. *Definitive* Initiationsriten haben wir keine mehr. Vom Individuum wird eine gewisse Unabhängigkeit erwartet. Das Subjekt erhält mehr Spielraum, seine Größen- und Allmachtsphantasien zu *sozialisieren*, und es sollte lernen, gesellschaftlichen Wandel zu tragen. Diese Anforderung lässt den Antagonismus zwischen Familie und Kultur zutage treten. Er erscheint am augenfälligsten im sogenannten Generationenkonflikt, der von Eltern wie von Kindern schmerzlich erfahren wird. Sigmund Freud schreibt zu diesem Konflikt: »Die Ablösung des heranwachsenden Individuums von der Autorität der Eltern ist eine der notwendigsten, aber auch schmerzlichsten Leistungen der Entwicklung. Es ist durchaus notwendig, dass sie sich vollziehe, und man darf annehmen, jeder normal gewordene Mensch habe sie in einem gewissen Maß zustande gebracht. Ja der Fortschritt der Gesellschaft beruht überhaupt auf dieser Gegensätzlichkeit der beiden Generationen. Andererseits gibt es eine Klasse von Neurotikern, in deren Zustand man die Bedingtheit erkennt, dass sie an dieser Aufgabe gescheitert sind« (1909, S. 227).

Viele Gegebenheiten in der Familie können die Ablösung der Jugendlichen behindern. Unsichere, emotional abhängige Eltern erschweren es Kindern vielfach, sich zu lösen. Konflikte, die nie ausgetragen werden, binden Jugendliche an die Familie. Gehört die Familie einer konservativen oder einer von Abstieg bedrohten sozialen Klasse an, steht sie gesellschaftlicher Dynamik generell feindselig gegenüber. Jugendliche werden dann sozial abgeschirmt und ihre Entwicklung verläuft nur in ausgewählten Zirkeln. Es gibt eine Vielzahl von Loyalitäten, die Jugendliche abhalten, ihren Weg heraus aus der Familie in eine neue Welt zu finden, die Scheu etwa, das eigene Milieu zu verraten, den Eltern über den Kopf zu wachsen oder sich ihnen zu entfremden. Dazu kommt, dass Jugendliche in zunehmend ›liberalen‹ Elternhäusern wenig schmerzliche Einengung erfahren und freiwillig zu ›Nesthockern‹ werden (Dornes 2012). Untermauert wird dieser Trend durch steigende Jugendarbeitslosigkeit und längere Ausbildungsgänge.

Gesellschaftliche Kühlsysteme

Auf der anderen Seite ist auch unsere Gesellschaft nicht durchgängig *heiß*. Verschiedene Klassen und selbst verschiedene Fraktionen der herrschenden Klasse sind an gesellschaftlicher Dynamik unterschiedlich interessiert. Mit dem Ansturm der Adoleszenz konfrontiert, halten sie deshalb Institutionen bereit, adoleszente Dynamik mehr oder weniger zu bremsen oder aufzufangen. Schule ist eine solche Institution ebenso wie Schulpsychologie oder Psychiatrie. Schon Arnold Gehlen betont – durchaus affirmativ – die Funktion von Institutionen, Entwicklung einzufrieren: »Die Invarianz der Ideen und die der Institutionen bedingen sich gegenseitig« (1956, S. 46).

Österreichische Schulpolitik bzw. Debatten rund um die Schule zeigen sehr schön, *wer, wie weit* und an *welcher* gesellschaftlichen Entwicklung interessiert ist. Eine gemeinsame Schule für alle Kinder würde Protektionsräume sowie Gettos aufheben. Mit einer sozialen Durchmischung der Schülerinnen und Schüler fielen Kommunikationsschranken. *Gemeinsames* Lernen und Lernen *voneinander* würden möglich. Der Skandal offener Lernprozesse besteht allerdings darin, dass deren Ausgang ungewiss ist. Das wollen sich konservative Fraktionen der Gesellschaft nicht leisten. Aber nicht nur diese haben Angst vor der sozialen Promiskuität. Alle, die es gerade noch geschafft haben, in einen Protektionsraum zu gelangen, sind froh, sich abgehoben und andere abgehängt zu haben. Sie möchten sich fürderhin in erster Linie konkurrenzlastet die begrenzten guten Positionen in unserer Gesellschaft aufteilen. Das sehen sie durch eine Inflation ihrer Bildungstitel gefährdet, weshalb sie für die Beibehaltung der bestehenden Lernbarrieren eintreten. Hingegen hat etwa die österreichische Industriellenvereinigung Interesse an einer Entwertung von Bildungstiteln. Unternehmen profitieren von vielen gut ausgebildeten Arbeitskräften, die miteinander am Arbeitsmarkt konkurrieren. Deshalb drängt die Industriellenvereinigung auf Abbau von Lernbehinderungen.

Es ist ein Zeichen für die Dekadenz unserer Gesellschaft, dass Entwicklung für breite Teile der Gesellschaft eher als Risiko denn als Chance wahrgenommen wird. Je

schlechter ein System funktioniert, desto bedrohter fühlen sich allerdings dessen Profiteure durch gesellschaftliche Dynamik. In diesem Lichte sind die aktuellen Bildungsdebatten zu verstehen, nicht nur jene über das Schulsystem, auch die über Hochschulreformen und über neue Disziplinierungskonzepte.

Auch unsere *heißen* Gesellschaften pflegen nach wie vor Formen von *Initiation*, die junge Menschen in vorgespurte Bahnen gesellschaftlichen Funktionierens einpassen sollen. Die Riten werden allerdings nicht beim Namen genannt, sondern unter Vor Spiegelung von »Sachzwängen« plausibilisiert. Wissenserwerb, Prüfung, körperliche Ertüchtigung – die gesamte Vorbereitung auf den *Ernst des Lebens* domestiziert die Betroffenen für den Status quo und dämpft deren Möglichkeitssinn. Auch bei uns ist die Adoleszenz eine Zeit, in der *Wissen* durch *Leiden* vermittelt wird. Auf diese Weise werden innere Bedrängnisse und äußere Bedrohungen verflochten und münden in diffusen, regressiven Ängsten. Diese entmutigen, engen das Denken ein und behindern einen variablen, eigensinnigen Einsatz des Gelernten. So bleibt – im Wesentlichen – alles beim Alten.

In meiner Arbeit mit Organisationen untersuche ich sehr verschiedene Systeme und Organisationskulturen. Das System Schule erweist sich als besonders lernresistent. (Novotny 1996, 2010) Schule ist eine *kalte* Kultur.

Viele der seit Jahrhunderten unverändert starren Rituale sind im Sinne von Lernprozessen rational nicht begründbar. Warum müssen z. B. gerade Kinder und Jugendliche mit ihren optimal funktionstüchtigen und äußerst aufnahmebereiten Gehirnen ständig geprüft und bewertet werden? Vom Wägen wird die Sau nicht fett! Ganz im Gegenteil. Prüfungen lösen Wissen aus seinem Bezug zum Gegenstand. Wissen wird so nur in seinem Bezug zu bestimmten Lehrpersonen oder zu den Noten bedeutsam. Das macht weder gescheit noch erwachsen, sondern dumm und abhängig. Oder die durchgehende Disziplinierung, Kontrolle und Bewertung weckt Konterdependenz und ganz grundsätzlich Misstrauen in die persönliche Relevanz des schulischen Angebotes.

Die Irrationalität und zugleich tiefe Bedrohlichkeit von Prüfungen wird deutlich in Prüfungsträumen, wie wir sie als Erwachsene kennen. Die Erschütterung, die Ohnmacht und Bodenlosigkeit – im Traum wieder belebt – verweist auf die Bedeutung von Prüfungen in der sozialen Realität. Vor, während und nach Zeugnisverteilungen haben Krisenzentren Hochbetrieb und können Schülerselbstmorde und Amokläufe doch nicht verhindern.

»Je ähnlicher die innere Struktur der Erziehungsinstitution der Familie ist, um so empfindlicher wird der Zwang, der in ihr herrscht, um so mehr entsteht Feindseligkeit, um so eher erweckt die Feindseligkeit Schuldgefühle und Strafbedürfnis und damit möglicherweise Selbstmordneigung«, schrieb Siegfried Bernfeld (1929, S. 362). Unter Regressionsbedingungen wirkt jeder Konflikt existenziell bedrohlich, weil heile Beziehungen für das kleine Kind in der Familie lebensnotwendig waren. In der Schule hat selbst Machtausübung regressiven Charakter. Lehrerinnen und Lehrer können auf eine Weise *erwachsen* sein, wie sie sich als Kind »Erwachsensein« vorgestellt haben. Sie sitzen vorne, die Schüler und Schülerinnen müssen ihnen folgen, in einer unaufgeklärten Herrschaftsbeziehung. – Der infantile Prüfling ist armselig, der infantile Prüfer ist gefährlich.

Verfolgt man die aktuellen Bildungsdebatten und –reformen, fällt auf, dass einem Experimentieren oder Raisonieren immer weniger Raum gegeben werden soll. *Autonomie* als Bildungsziel ist nicht intendiert. Der Zeitgeist weht eher in Richtung *Disziplinierung, Selektion, Gleichschaltung* und *Kontrolle* – *Initiation* ist angesagt.

Schon für den Kindergarten werden Standards und Tests diskutiert. Für Volksschulen gibt es Aufnahmeprüfungen und später wird jede Menge Selektionsdruck erzeugt. Die neuen Fachhochschulen bieten stark reglementierten Unterricht. Europäische Hochschulen wurden vereinheitlicht. Universitäten müssen verschulte Kurzstudien anbieten. Aufbauende *Masterprogramme* sind vorstrukturiert, ebenso die anschließend möglichen *Doktoratsprogramme*. Konrad Paul Liessmann (2006, S. 108) resümiert: »... so führen die vernetzten Kollegs und vorgegebenen Doktoratsprogramme zu einem Wissenschaftsverständnis, das durch die Parameter Planbarkeit, Vernetzung, Standardisierung und Kontrolle gekennzeichnet ist. ... die Möglichkeiten für individuelle Zugänge, originelle Forschungsansätze und unorthodoxe Fragestellungen schwinden damit.« Wanderjahre – Umwege, Chancen für den Zufall, Experimente – sind in den standardisierten Bildungsgängen unter Zeitdruck nicht vorgesehen. Für »Glückliche Seitensprünge des Denkens und der Existenz« (Michel de Montaigne), im Rahmen derer sich eine Vielfalt und Widersprüchlichkeit des Selbst bilden könnte, dem sich immer neue Möglichkeitshorizonte erschließen, fehlt der Freiraum.

Wenn Institutionen dem jugendlichen Aufbruch mit Imperativen begegnen, wenn sie experimentellem Denken Rituale entgegensetzen und die moralische Sensibilität der Jugendlichen durch ›Systemzwänge‹ entlasten, verkümmert die Adoleszenz. Fungieren viele Kühlsysteme gegen eine drohende gesellschaftliche Dynamik, wird jugendlicher Neugier und Expansivität mit Angst und Druck oder zumindest mit Ignoranz begegnet, dann wird die Entwicklung jener Ich-Funktionen blockiert, die für eine selbstbestimmte und kreative Teilhabe an gesellschaftlicher Entwicklung nötig sind. *Selbstdenken, Eigensinn, Konfliktfähigkeit* und eine *autonome Moral* bleiben auf der Strecke, selbstverständlich auch der *Humor*. Statt zu Neuorientierung kommt es dann zu einer Fixierung auf frühkindliche Muster der Übernahme gegebener Verhältnisse. Die erzwungene Regression macht die *Kindheit* bestimmend für die Art und Weise, wie als Erwachsene die Welt erfahren wird. Dann gilt allerdings die These von der Familie als »Keimzelle des Staates«. Die Chance auf Geschichte – individuell wie gesellschaftlich – wird damit verspielt.

Individuelle Triebkräfte

Initiation ist die Antwort der Alten auf die Provokationen der Jugend. Erwachsene fühlen in der Konfrontation mit den thymötischen Kräften der Heranwachsenden ihre innere Abwehr gefährdet.

Peter Sloterdijk (2006, S. 32) greift den alten Begriff des *thymós* auf – die *Ambition*, geltend zu machen, was man *kann* und was man sein *will*, wie die *Beherztheit* in der Abwehr unbilliger Zumutungen. Er beklagt eine Vernachlässigung, ja die Difamierung von Tugenden wie *Selbstaffirmation* und *Zivilcourage*: »Kaum treten bei

Individuen oder Gruppen »Symptome« wie Stolz, Empörung, Zorn, Ambition, hoher Selbstbehauptungswille und akute Kampfbereitschaft auf, nimmt der Parteigänger der thymós-vergessenen therapeutischen Kultur Zuflucht zu der Vorstellung, diese Leute müßten Opfer eines neurotischen Komplexes sein. Die Therapeuten stehen hiermit in der Tradition der christlichen Moralisten, die von der natürlichen Dämonie der Selbstliebe sprechen, sobald die thymótischen Energien sich offen zu erkennen geben.« Sloterdijk nimmt Alfred Adler ausdrücklich aus dieser Schelte aus.

Je stärker nun Erwachsene ihre innere Abwehr gegen die eigenen thymótischen Kräfte gefährdet erleben, je weniger sie selbst im Leben imstande waren, ihren Größenphantasien Geltung zu verschaffen, desto grausamer müssen sie diese in den Jugendlichen bekämpfen. Mario Erdheim (1997, S. 331) beschreibt drei verschiedene Phantasmen über die Jugend, denen Erwachsene anhängen können. Sie spiegeln jeweils das Schicksal der eigenen Größen- und Allmachtsphantasien und leiten das Verhalten Erwachsener in Konfrontation mit jugendlicher thymótischer Dynamik. Jugendliche können als »Zerstörerinnen/Zerstörer« erscheinen, als »Opfer« oder als »Heilsgestalten«. In jedem Fall ist die Begegnung durch die Phantasien und Bedürfnisse der Erwachsenen geprägt und nicht durch Erfordernisse im Sinne der Jugendlichen oder getragen von einer vernünftigen Sorge um die Zukunft der Gesellschaft. Herrscht in den Köpfen von Erwachsenen das Bild der *Veränderung als Zerstörung* vor, wird die Initiation im Gewande einer *rigiden Erziehung* daherkommen. Stand die eigene Entwicklung unter dem Eindruck von *Ohnmacht* und *Verletztheit* wird *overprotecting* den Erziehungsstil prägen. Wird Jugend *idealisiert*, kann das zu irrealen Ansprüchen und Delegationen führen. *Überforderung* und *Beschämung* der Jugendlichen können die Konsequenzen sein.

Eine große Zahl (meist männlicher) Jugendlicher *kühlt* sich heute – so hat es den Anschein – selbst ab. Ein *Code of »Cool«* regelt die Affekte Jugendlicher und prägt deren Kommunikation. Die Heranwachsenden erscheinen – zumindest für Nichteingeweihte – abgehoben, undurchsichtig, abweisend, apathisch. Sie dämpfen einander gegenseitig. *Cool* zu bleiben oder zu »chillen« sind geläufige Imperative, Initiative und Engagement gelten als ehrenrührig.

Coolness lässt sich als »Technik des Selbst« (Foucault 2007) deuten, etwa im Sinne eines Widerstandes gegen eine gängige Ethik der *hängenden Zunge*. In einer Zeit, der die Lohnarbeit ausgeht, kann *coolness* auch als Vorbeugung gegen die Frustration etwaiger Ambitionen verstanden werden, als Abwehr einer drohenden Depression angesichts trüber Zukunftsaussichten. Oder stellt die Attitüde der Teilnahmslosigkeit vielleicht den Versuch dar, Mädchen auszubremsen, die ja heutzutage zumindest in Schule und Ausbildung durchstarten? Vielleicht signalisiert *coolness* aber den Ausstieg aus dem Spiel *hegemonialer Männlichkeit*. Sie könnte auch eine Antwort auf die Legitimitätsprobleme des Patriarchats generell darstellen.

Wie auch immer: Kraftsparen – *Totstellen* – weist im Grunde auf höchsten Alarm hin. Jedenfalls scheinen enorme Kräfte gegen die Dynamik der Adoleszenz wirksam zu sein. Die coole Verweigerung einer Fraktion der Jugend bremst nicht nur deren individuelle Entwicklung, sie friert auch gesellschaftliche Kreativität ein. »Die Gesell-

schaft muss von den Wünschen und Hoffnungen der Nicht-Verantwortlichen wachgerüttelt werden« mahnte Donald W. Winnicott (1971, S. 165).

Aber nicht alle Jugendlichen sind unterkühlt! Vor allem wollen Jugendliche eines nicht sein: Opfer. »Opfer« ist zu einem gängigen Schmähwort unter Jugendlichen geworden – mit gutem Grund und mit politischer Brisanz. Anke Neuber (2009) betitelt ihre Fallstudien zu Gewalt und Männlichkeitskonflikten jugendlicher Straftäter »Die Demonstration kein Opfer zu sein.«

Die »Triebwirbel der Pubertät« bei Buben und Mädchen

Unterschiedliche Spielräume für die »zweite Chance«

Die notwendigen Ablösungen und Neuorientierungen, Veränderungen wie die Selbstständigkeit des Körpers, die »Triebwirbel der Pubertät« (Lillian Rotter 1989, S. 202), verletzliche Größenphantasien und vertrackte Reaktionen der Erwachsenenwelt lassen die Adoleszenz schon für Buben zu einer äußerst kritischen Zeit werden. Mädchen haben in dieser Wachstumsphase aber noch weit aufreibendere Prüfungen zu bestehen. Soll ihnen Emanzipation glücken, geht es um Dekonstruktion nicht nur der familialen Muster, sondern auch der von der Kultur angedienten Rollen. Die notwendigen Konstruktionsleistungen in der Folge sind entsprechend aufwändig.

Mädchen erfahren nicht nur den Antagonismus von familialem Anachronismus und Kultur, für sie tut sich zusätzlich der Widerspruch von modernen gesellschaftlichen Forderungen nach Autonomie und den Fußangeln patriarchaler Tradition auf.

Sexualisierung und Entwertung des »Weiblichen«

Theoretisch gewährleisteten Gesetzeslage, Bildungsstatus und frei verfügbare Kontrazeptiva in westlichen Demokratien ein selbstbestimmtes Leben für Frauen. Auch Mädchen empfangen den Imperativ nach wirtschaftlicher Selbständigkeit. Aber: »Der Wind der Tradition, der den Frauen entgegenbläst, ist ein kalter Wind, ... bleib draußen; ... bleib unten; ... werde Objekt der Anbetung und des Begehrens anderer«, schreibt Carol Gilligan (2003, S. 60). Besser sollte es heißen: »... werde Objekt der Anbetung oder des Begehrens«. Männliches Begehren ist keineswegs mit Anbetung verbunden, sondern ziemlich zuverlässig mit Abwertung. Männer begegnen der weiblichen Anziehung mit ambivalenten Gefühlen. Ist in ihrem Gehirn das Konzept *Sexualobjekt* aktiviert, neigen sie in der großen Zahl dazu, Frauen *freundlicher* zu finden, sie schätzen diese aber als *weniger kompetent* ein, und zwar in jenen Qualitäten, die Frauen ihnen ebenbürtig machen würden (Werth 2004). Besonders in der schwierigen Zeit des Aufrichtens von Männlichkeit, in der Pubertät, stellt die Ausgrenzung und Entwertung alles Weiblichen das Kernelement der Männlichkeitsinszenierungen dar. Die eigenen sexuellen Wünsche und Erregungen verunsichern und bedrohen die Burschen, gehen sie doch mit Kontrollverlust einher. Als Abwehr werden die eigenen Gefühle, Angst, Hilflosigkeit und Abhängigkeit, den Mädchen zugeschrieben und in diesen verachtet. Schließlich kann denen auch die Schuld an den eigenen beschämenden Irritationen gegeben

werden. Herabsetzung des weiblichen Körpers und der weiblichen Sexualität generell soll die fragile Männlichkeit stabilisieren (Flaake 2006).

In diesem Bemühen schließen sie an gesellschaftlich gängige, patriarchale Muster der Geschlechterstereotypie und des *Doing Gender* an. Einerseits als Popanz der Verherrlichung, andererseits als Container für die eigenen abgewehrten Eigenschaften dienen Frauen schon seit jeher der Validierung männlicher Selbstbilder – als Vexierbild zwischen *allmächtiger Göttin* und *dummer Gans*, *Heiliger* und *Hure*, *Leben* und *Tod*, je nach Bedarf. *Eigensinn* der Frau, eine Existenz jenseits der mütterlichen oder der töchterlichen, galt stets und gilt immer noch als verhängnisvoll. Mythische Figuren wie *Carmen* oder *Lulu*, die sich machtvoll und verführerisch nach ihrem eigenen Gesetz bewegen, bringen nicht nur Verderben für die Männer, sondern nehmen auch selbst ein schlimmes Ende (v. Braun 1994; Rohde-Dachser 1997). Sigmund Freud (1914) vergleicht die *Selbstgenügsamkeit* der Frau, die ihre *Bestätigung in sich* findet, mit der von Kindern, Katzen und großen Raubtieren. Er diagnostiziert den »narzißtischen Frauentypus«.

Pubertierende Buben üben mit ihren Entwertungen der Mädchen im Grunde den männlichen *Habitus* ein, der durch *inszenierte Überlegenheit* und *sexualisierende Grenzüberschreitungen* gekennzeichnet ist. Mädchen sind leichte Beute. »Die Frauen leben nicht nur im Patriarchat – es lebt auch in ihnen«, sagte Irmtraud Morgner (1990). So empfinden sie etwa kaum etwas als entwürdigender als einen Mann zu haben, der sich (von ihnen) dominieren lässt. Auch Mädchen finden oft gerade *die* Jungen attraktiv und begehrenswert, die sich als besonders hart und alles Weibliche entwertend präsentieren (Flaake 2006).

Eine *Erotisierung* von Dominanz und Unterwerfung prägt im Patriarchat die Vorstellungen von »Männlichkeit« und »Weiblichkeit«. Entsprechend signalisieren Frauen und Männer ihre sexuelle Bereitschaft auch unterschiedlich, und zwar entlang der symbolischen Differenz von *Dominanz* und *Unterwerfung*.

Zurzeit können wir wieder eine Offensive des *Gallismo* beobachten, eine stärkere Gewichtung der Männlichkeit, besonders unter Jugendlichen. So sind – leider auch weibliche – Jugendliche zunehmend wieder öfter der Meinung, dass eine Frau einen starken Mann an ihrer Seite braucht. Sie stimmen auch vermehrt der Aussage zu, dass Erfolg im Beruf für einen Mann wichtiger sei als für eine Frau (Friesl u. a. 2008). Die *Innenpositionalisierung* der Frau in der Familie, historisch die Grundlage der gesellschaftlichen Machtlosigkeit von Frauen (Dux 1997) und praktisch nie überwunden, ist auch theoretisch wieder gesellschaftsfähig geworden (Bolz 2011, 2006). In Österreich möchten 55 % der 14–24jährigen Frauen Hausfrau sein, wenn der Partner genug verdient (BMWFF 2011). 43 % der *berufsorientierten* Frauen mit Kindern sind der Ansicht: »Das Leben in einer Familie ist einfacher, wenn ein Elternteil nicht arbeitet und zuhause bleibt.« Selbst 41 % der kinderlosen Frauen denken so und haben mehrheitlich eher nicht den *Mann zuhause* im Visier (Zulehner u. Steinmair-Pösel 2011).

Mythen der Geschlechterdifferenz feiern ihre Wiedererweckung, Ungleichheit wird sentimentalisiert und erneut biologistisch festgeschrieben. In verschiedenen gesellschaftlichen Feldern mehren sich Bemühungen, »männlich« und »weiblich« wieder deutlicher zu konturieren. Trendforscher sprechen von einem »*Re-Design* der Ge-

schlechter« (Trendbüro – Steinle – Wippermann 2003) (Hilkens 2010; Walter 2010; American Psychological Association/APA 2010). Die Erotikindustrie lässt Brüste und Lippen der Frauen aufblasen. Männer sehen sich veranlasst, ihre Muskeln aufzubauen und ihre Genitalien vergrößern zu lassen. Die Mode zwingt die Frauen wieder in Brustgeschirre und vorgeformte Wäsche – auch schon ganz junge Mädchen. *Einfältige* äußere Codes ›entlasten‹ innere – individualisierte – Verhaltenssteuerung, persönlich wie historisch ein Rückschritt.

Betrachtet man die Verhaltenscluster von Dominanz und Unterwerfung, fällt ins Auge, dass der gesamte *weibliche Habitus*, besonders die gerne reklamierten *weiblichen Tugenden* und die *Schönheitsetikette* für Frauen, durchgängig auf der Seite symbolischer *Unterwerfung* zu finden ist.

Das *weibliche* Sein wird über weite Strecken bestimmt von einem *Wahrgenommen-Sein* (Bourdieu 2005). Schon die ersten Körperveränderungen der Pubertät werden vom Umfeld registriert und bewertet. Mädchen erfahren eine Sexualisierung ihres Körpers, die wenig mit eigenen Gefühlen korrespondiert. »Für den Knaben mag die Sexualität einen Trieb Schub darstellen, der ungebärdig (und oft peinlich) an ihm selbst sich Ausdruck verschafft. Für das Mädchen in der frühen Pubertät trifft hingegen Sexualität als etwas ein, was andere an ihr entdecken« (Hagemann-White 2006, S. 71). Mädchen beginnen so, ihren Körper als Objekt fremden Begehrens zu realisieren (APA 2010).

Aufgefordert zu gefallen, registrieren Frauen zudem ständig die Diskrepanz zwischen ihrem realen Leib und einem idealen Körper. *Hemmungen* stellen sich ein, Gefühle des Unbehagens, von *Schüchternheit* oder *Scham*. Frauen *krümmen* sich und machen sich *klein*.

Nicht nur Unsicherheit lässt Frauen sich krümmen. In Illustrierten nehmen nicht bloß Pin-up-Girls bemüht verführerische Posen ein, die als exakte Nachstellungen des *devoten* Darwin'schen Hundes (Darwin 1872, S. 53) durchgehen. Auf Werbeplakaten gleicht die Stellung weiblicher Models sogar immer öfter jener von Hunden im letzten Stadium der Unterwerfung – Rückenlage, Kopf an der tiefsten Stelle positioniert.

Auch die Mode ruft Frauen zur *Ordnung*. Hohe Absätze verleiten anatomisch dazu, die Schultern nach vorne zu neigen oder ein Hohlkreuz zu bilden und das Hinterteil herauszurecken. Das signalisiert sexuelle Bereitschaft und wird (im Patriarchat) als Unterwerfung gedeutet. Kleidung und Accessoires bestimmen Haltung, Form sowie Ausdehnung des weiblichen Körpers und schränken die Bewegungsfreiheit ein. Im Endeffekt gehen Frauen mit schnellen kleinen Schritten und halten die Beine zusammen, auch wenn sie Hosen und flache Schuhe tragen. Solches Agieren lässt Frauen nicht nur wenig souverän auftreten, es weckt bzw. stabilisiert über »Bodyfeedback« (Koch 2011) subalterne, *gebundene* Selbstkonzepte.

Das weibliche Schönheitsideal entspricht heute wieder mehr als etwa in den 1970er Jahren des vorigen Jahrhunderts dem *Kindchenschema* (Grammer 2010). Indem Frauen sich die Augenbrauen dünner zupfen oder höher ziehen, ihre Augen optisch vergrößern und ihre Lippen voller erscheinen lassen bzw. plastisch vergrößern, bauen sie permanent *Submissionsszeichen* auf.

Frauen sollen bezaubern. Tun sie das, werden sie als untauglich für den Zugang zur

Macht befunden. Verweigern sie es, wird ihnen Weiblichkeit abgesprochen. *Double-bind*-Forderungen machen Frauen *unsicher* und *ambivalent*. Sie schlagen die Augen nieder und *lächeln*, machen *gute Miene zum bösen Spiel*. *Lächeln* hat die *Funktion des Besänftigens*. *Dominante* Menschen (Männer) vermeiden es zu lächeln (Tiedens 2001). Das Muster von Dominanz und Unterwerfung kennzeichnet geschlechtsklassenspezifische Kommunikation. Männer formulieren *bestimmter* und *bestimmender*, *nehmen sich Zeit*, *bleiben länger am Wort*. Frauen artikulieren ihre Anliegen eher *indirekt* und verwenden mehr kooperative Floskeln, mit denen sie ihr Gegenüber unterstützen und bestätigen (Ayres u. Leaper 2007). *Mädchen* und *Frauen* neigen dazu, konfrontatives *Streiten zu meiden*, während *Buben* und *Männer* durch Kämpfe oft erst zusammenfinden (Gebauer 1997; Seiffge-Krenke u. Seiffge 2005; Tannen 1999).

Jugendkulturen

Der den Mädchen angediente *weibliche Habitus* verschafft ihnen keinen *Respekt*, geschweige denn *Dominanz* (Bourdieu 1987, 2005; Colett 2004; Grammer 2000; Goffman 1981). Schließlich *verlieren* Mädchen – anders als Buben – mit 13, 14 Jahren an Selbstvertrauen (Flaake 2006; King 2002; Paseka u. Wroblewski 2009).

Das steht im Gegensatz zum Bild des *starken, selbstsicheren* Mädchens, das zurzeit medial beschworen wird. Diese Diskrepanz erleben Mädchen neuerlich als Demütigung. Sie verhindert gleichzeitig, dass sie ihre wahre Befindlichkeit, ihre Zweifel und Ängste, aber auch reale Behinderungen artikulieren (Flaake 2006).

In *Mädchenliquen* steht die Thematisierung der Widersprüche weiblicher Biografien nicht auf der Tagesordnung. Auch Rivalitäten und Hierarchien untereinander artikulieren Mädchen kaum (Bütow 2011). Die Aufklärung ihrer Stellung zueinander wäre allerdings die Voraussetzung für solidarisches Fühlen, Denken und Handeln.

In *gemischten* Jugendszenen prägen wesentlich junge Männer die Stilelemente. Macher sind männlich, Mädchen machen mit, oft sind sie nur Zuschauerinnen. Sexismus und Grenzverletzungen sind stets virulent (Bütow 2011; Schröder 2005). Das Mädchen-/Frauenbild ist *demonstrativ* geprägt von der traditionellen Spaltung in *Heilige* und *Hure*. Mädchen fallen in eine von bloß zwei Kategorien. Promiskuitive Mädchen sind als Lust- und Experimentierobjekte willkommen, werden aber verachtet und als »Schlampen« diffamiert. »Anständige Mädchen«, die auf den Prinzen warten und damit signalisieren, dass ihre Sexualität zu kontrollieren sei, kommen als zukünftige Ehefrauen in Betracht (Hilkens 2010; Walter 2010; APA 2010). In HipHop-Szenen wird Weiblichkeit besonders provokant diskreditiert. Mädchen sind dennoch bemüht, als Musikerinnen (selten) und Fans teilzuhaben und stimmen in die offen verletzend sexistischen Lieder und Inszenierungen ein. *Cool* ertragen sie (auch körperliche) Grenzüberschreitungen, leugnen diese oder tun sie als »unernste Spiele« ab. Als Musikerinnen nehmen sie nicht selten selbst einen männlichen Habitus an (Rohmann 2007).

»Anpassungsmechanismen« (Parin u. Parin-Mathéy 1978) mit entsprechendem Realitätsverlust ermöglichen Mädchen die Szenezugehörigkeit. Das coole Übergehen von Verletzungen, ja die Komplizenschaft der Mädchen im patriarchalen Spiel befreit sie illusionär vom Verdacht des gedemütigten Sex-Objekts, der sie in Widerspruch zur gesellschaftlich geforderten Toughness bringen würde. Paradoxerweise verhindern ge-

rade die veränderten gesellschaftlichen Forderungen nach Autonomie auch für Mädchen, dass diese sich ihre Diskreditierung zum Thema machen. Die Leugnung herrschender Machtpraxen lässt Mädchen den Kampf um Eigensinn und Anerkennung im patriarchalen Feld gar nicht aufnehmen. Die Gefahr ist groß, dass sie sich schließlich auf ein scheinbar altbewährtes, tatsächlich aber fatales Machtpotential zurückziehen, auf die erotische Inszenierung ihres Körpers. Die ist heute weitgehend geprägt von einer patriarchalen, pornografisierten Ästhetik – der weibliche Körper entindividualisiert, demonstrativ als Objekt fremden Begehrens zugerichtet.

Selbstverständlich gibt es auch die wirklich toughen Mädchen, die Stärke und Autonomie ausstrahlen. Das *Re-design* der Geschlechter ist nicht zuletzt als Reaktion auf deren selbstbestimmte Weiblichkeit zu verstehen.

Barrieren

Der Austritt von Mädchen aus patriarchalen Weiblichkeitskonstrukten um »*ihr eigenes Lied zu singen*«, wie es Janine Chasseguet-Smirgel (1979, S. 178) ausdrückt, ist schwierig. Er fordert große Courage. Mädchen verlieren auf diesem Weg nicht nur ihre Wächter, sondern auch ihr Ideal – das ›Exzellente‹ steckt auf allen Gebieten voller männlicher Implikationen. Mädchen setzen deshalb zunächst einen Schritt ins Leere. Der von Männerphantasien leergefegte Raum ist weitgehend vorbildlos, überhaupt bildlos, vorstellungslos (Rohde-Dachser 1997). Um einer *eigensinnigen* Weiblichkeit auf die Spur zu kommen und fortan auf die Sprünge zu verhelfen, gelte es, Qualitäten einer *freien* Weiblichkeit erst zu kreieren. Im *Experimentieren* mit dem *Anderen* im Handeln, Denken und Fühlen würden sich Mädchen selbst vorübergehend fremd – anderen sowieso. Es droht Liebesverlust oder sogar die Exkommunikation. Das alles ist sehr bedrohlich! Dazu bräuchten Mädchen starke Unterstützung. Doch selbst wohlgesonnene Bündnispartner/innen scheuen vor dem Befremdlichen oft zurück (Novotny 2010).

Der traditionellen Kälte und Bedrohung, die von außen den Mädchen ins Gesicht schlägt, kommen innere Identifizierungen, Phantasien, Wünsche und Ängste entgegen, die Mädchen in *irrationaler* Weise an die tradierten Muster binden. Die Lebensbereiche *Familie* und *Öffentlichkeit* sind mit teilweise unbewussten Bedeutungsgehalten verknüpft und werden vor allem als Antagonisten erlebt. Eine Selbstdefinition über Tüchtigkeit und Autonomie im öffentlichen Feld ist nach wie vor *männlich* codiert und mit den Vätern assoziiert. Die Orientierung eines Mädchens wesentlich auf Erfolg im Beruf kann deshalb als Verrat an der Mutter empfunden werden, aber auch als Depotenzierung des Vaters. Eine Selbstdefinition in erster Linie über Familie und Mutterschaft hingegen ist mit öffentlicher Geringschätzung verbunden, das ist inzwischen auch klar. Mädchen finden sich also im Dilemma zwischen Loyalitätskonflikten und gesellschaftlicher Entwertung. Sie werden beide Felder, Beruf und Familie, entsprechend besetzen müssen. Dann steht ihnen zusätzlich jede Menge an Vereinbarkeitsleistungen in Aussicht, die Frauen meist so viel Energie kostet, dass sie sich in beiden Feldern *unzulänglich* und *schuldig* fühlen. All das antizipieren adoleszente Mädchen bereits.

Für männliche Jugendliche verspricht das Konzept *Beruf* alle Aspekte eines wünschenswerten Lebens: Anerkennung der eigenen Leistung, Selbstaffirmation, die Chance auf eine gelingende Partnerschaft und Verantwortung für Kinder. Junge Frauen können mitnichten erwarten, durch beruflichen Erfolg eine glückliche Partnerschaft zu sichern oder gar eine gute Mutter zu werden. Die Vereinbarkeitserfordernisse engen die Möglichkeiten zur Selbstbestätigung in persönlich sinnstiftenden Arbeitsverhältnissen zudem massiv ein. Eine libidinöse Besetzung der Arbeit, die jungen Frauen die Kraft gäbe, ihre Bindung an die Familie zu lockern und eine Beziehung zur öffentlichen Kultur zu etablieren, wird so wenig wahrscheinlich. Aber auch von den Wonnen der Familie, der Reorganisation frühkindlicher Intimität (Dux 1997), profitieren Frauen weniger als Männer, da sie in aller Regel die nährenden Position einnehmen, auch wenn es sich bloß um eine Paarbeziehung handelt.

Das *vorrangigste* Thema der Adoleszenz, die *sexuelle* Selbstdefinition ist ebenfalls für Buben geradliniger und weniger konfliktträchtig. Während etwa Knaben eine frühe Reifung ihres Körpers in aller Regel sehr begrüßen, zeigen frühreife Mädchen höhere Depressionswerte. (Seiffge-Krenke u. Seiffge 2005) Schon oberflächlich betrachtet fällt auf, dass die Familie die erwachende Sexualität ihrer Söhne gewöhnlich amüsiert, freudig und vor allem ermutigend begleitet. Sexuelles Reifen ihrer Töchter hingegen wird besorgt belauert und kontrolliert. In diesem Sinne wurde Töchtern auch die längste Zeit in der Geschichte kaum ein psychosexuelles Moratorium eingeräumt. Sobald sie geschlechtsreif waren, wurden sie verheiratet und bekamen Kinder. Weibliche Adoleszenz ist ein historisch junges Phänomen.

Die (sich wieder verschärfende) Geschlechterpolarisierung, die Dominanz des männlichen Begehrens und die Zuschreibung einer in erster Linie töchterlichen oder mütterlichen Existenz an die Frau³, lässt auch heute eine eigensinnige erotische Liebesfähigkeit der Frau nur sehr konfliktbegleitet gedeihen.

Der weibliche Differenzierungsprozess, die Konstruktion eines eigenen weiblichen Selbst, einer von der Mutter getrennten Sexualität, ist erschwert durch eine *doppelte* Bindung zwischen Mutter und Tochter. Für das Mädchen ist die Mutter das erste Liebesobjekt *und* es ist mit der Mutter vielfach identifiziert. Das macht töchterliche Individuierung problematisch. Zudem werden seitens der Mutter durch die sexuelle Entwicklung der Tochter eigene psychosexuelle Probleme und Rollenkonflikte wiederbelebt. Neid- und Rivalitätsgefühle der Mutter, Trauer und Depression angesichts der erwachenden Möglichkeiten der Tochter und der eigenen, sexuell oft bereits resignativen Phase stellen für die Tochter mächtige psychische Barrieren dar. Wenn Mütter und auch Väter das sexuelle Experimentieren ihrer Töchter und deren Erforschen des eigenen Körpers übermäßig besorgt oder gar feindselig kontrollieren, erschwert das eine positive libidinöse Besetzung der sich entwickelnden Genitalität. Mädchen können dann den eigenen Körper durch die erregenden Entdeckungen der Pubertät nicht als lustspendend *und* liebenswert erfahren. Vielmehr begleiten Schuld- und Schamgefühle die sexuelle Erregung. Oder diese negativen Gefühle führen zur Unter-

3 Heute mehr denn je symbolisiert im geltenden Schönheitsideal eines Kinderkörpers mit großen Brüsten.

drückung vitaler Regungen und resultieren in einem »toten Becken« (Wilhelm Reich 1987, S. 226). Mit den sexuellen Impulsen werden auch Angst und Wut kontrolliert. Damit gehen für Mädchen Chancen verloren, sexuelle und aggressive Impulse aktiv zu erproben und sich des eigenen Körpers zu *bemächtigen*. So lernen sie nur eingeschränkt, Aggression und Initiative für sexuelle Annäherung, für Rivalität und Abgrenzung adäquat zu nutzen. Durch die Abwehr aggressiv-sexueller Impulse, die dem *Männlichen* zugeschrieben werden, verkommt der Eros im Selbstbild der Frauen zu einem »pausbäckigen Amor« (Janine Chasseguet-Smirgel 1979, S. 185). Aggression wendet sich nach innen.

Nicht nur in der Erotik geht Frauen der Biss ab, wenn sie in der Adoleszenz den Kampf nicht aufnehmen. Unterdrücken Mädchen ihre sexuelle Neugier und Aggressivität, schränken sie damit andere motorische Regungen ein. Sie raufen und toben weniger, lernen insgesamt weniger expansive Strategien zur Weltbemächtigung. In der Folge fehlt ihnen nicht nur der oft bemühte Orientierungssinn.

Selbstverständlich spielen auch Väter eine Rolle im schwierigen Kampf der Mädchen um eine *eigensinnige* Weiblichkeit, sei es nur durch ihre Abstinenz oder Abwesenheit, die den Mädchen einen *begehrlichen* Blick (Olivier 2000) vorenthält. Buben erhalten begehrliche Blicke seitens ihrer Mütter von klein auf. Diese nähren deren Selbstaffirmation und die libidinöse Besetzung ihres Körpers, oft die Überbesetzung ihrer Genitalien.

Sind Väter anwesend und fühlen sich angesichts der reifenden Körper ihrer Töchter zu begehrlichen Blicken verleitet, reagieren sie oft verwirrt und unsicher. Wenn sie sich nicht zurückziehen, neigen sie dazu, die verführerischen und bedrohlichen neuen Attribute der Tochter ironisch zu kommentieren (Flaake 2002). Eigene Unsicherheit und Beschämung versuchen sie zu bewältigen, indem sie sie in die Tochter projizieren. Gesellschaftlich geteilte Bilder weiblicher Körperlichkeit und Sexualität scheinen es männlichen Jugendlichen und Erwachsenen zu erlauben, eigene Nöte immer wieder auf den Rücken der Frauen zu entspannen. Erinnert sei etwa an die Chronik von Entwertungen menstruierender Frauen. Bis heute gelten etwa unbelastbare Erzählungen über die weite Verbreitung eines »prämenstruellen Syndroms«, gleichbedeutend mit eingeschränkter Zurechnungsfähigkeit, als gesellschaftsfähig (Gutierrez-Lobos et al. 2001a).

Differierende adoleszente Strategien

Vielfältige soziale Praktiken verhindern die Selbstaffirmation von Mädchen und jungen Frauen. In der Folge neigen diese dazu, adoleszente Auseinandersetzungen zu internalisieren. So führen sie etwa häufig den Kampf um die Beherrschung ihres Begehrens über die strenge Kontrolle darüber, was in ihren Körper hinein und wieder heraus kommt. Je weniger Raum und Möglichkeit zu expansiver Selbststabilisierung Mädchen zugestanden wird, umso eher wird ihr Körper, in dem sie sich mehrheitlich nicht wohl fühlen (BZgA 2010), zum Schlachtfeld. Bernd Hontschik (2005) berichtet exemplarisch, in seiner Klinik würden, vorzüglich an Montagen, überzufällig oft Mädchen und junge Frauen von ihren Müttern wegen Unterbauchschmerzen vorgeführt. Die Szene wäre stets ähnlich: Eine schweigende Tochter wohnt der Auseinandersetzung zwischen ihrer aggressiven Mutter, die zwingend eine Appendixentfernung an

ihrer Tochter verlangt, mit einem (meist jungen) männlichen Chirurgen bei. Das Risiko von Mädchen, unnötig appendektomiert zu werden, lag im Beobachtungszeitraum zehn Mal höher als das männlicher Jugendlicher und jüngerer oder älterer Patientinnen. Hontschik spricht von einer *psychodynamischen* Fehl diagnoserate. Er mutmaßt, dass nach einer durch die erwachende eigenständige Sexualität der Tochter ausgelöste Familienkrise am Wochenende, tags darauf ein »Einschnitt« gesucht und auch erreicht werde. Hontschik gelang durch eine radikale Umstellung des Indikationskonzepts eine Senkung der Appendektomien auf ein Viertel!

Während sich das Experimentieren von Mädchen und jungen Frauen mit ihrem Körper tendenziell nach innen richtet, wählen Buben und junge Männer den Weg nach außen, »in die Welt, manchmal auch direkt in den Himmel hinein, wie Ikarus es vorgemacht hat« (Hontschik 2005, S. 338). Narzisstische und selbstzerstörerische Höhenflüge führen männliche Adoleszente als Unfallpatienten in die Chirurgie. Jungen üben *expansive* Körperstrategien ein während die der Mädchen durch *Reduktion* gekennzeichnet sind.

Im »Risikohandeln« eignen sich Knaben die Spielregeln der »ernsten Spiele« des *Wettbewerbs*, der *Herausforderung* und des *Kampfes* an (Bourdieu 1993). Männlichkeit ist zuallererst auf *männliche* Anerkennung angewiesen (Bourdieu 2005). Da Männlichkeitskonstruktion auf die Abwertung von Frauen baut, gelten diese nicht als satisfaktionsfähig, deshalb die große Bedeutung homosozialer Settings für Knaben und Männer. Frauen sind allerdings unersetzbar als *Claque*, als schmeichelnde Spiegel »mit der magischen und köstlichen Kraft, das Bild des Mannes in doppelter Größe wiederzugeben« (Virginia Woolf 1981, S. 43). Männer sind aufeinander angewiesen. Deshalb sind männliche Peergroups gleichermaßen durch Wettbewerb und Solidarität gekennzeichnet. Offen aggressive Auseinandersetzungen stehen in Jungengruppen an der Tagesordnung, sind heftig aber oft relativ schnell beendet. In deren Rahmen lernen sie nicht nur trefflich streiten, sondern ebenso die Fähigkeit zur Wiedergutmachung. Konfliktaustragung wird ritualisiert, inklusive das Beenden eines Handels und die anschließende Wiederannäherung.

Weiblichen Jugendlichen fällt hingegen die offene Thematisierung und Erledigung ihrer Konflikte tendenziell schwerer, sie kämpfen häufiger verdeckt. Kommt es doch zum Krach, stellen sie sehr schnell die Beziehung in Frage und eine Versöhnung rückt in weite Ferne. Im Endeffekt beschäftigen sie sich länger mit Konflikten und empfinden stärkeren Beziehungsstress (Seiffge-Krenke u. Seiffge 2005). Dieser Habitus erschwert weibliche Solidarität und eine qualifizierte Teilhabe an den »ernsten Spielen« im öffentlichen Feld.

Auch *Männlichkeit* ist weder naturwüchsig, noch ist sie selbstbestimmt. Sie ist das Produkt psychosomatischer Sozialisationsarbeit und als Artefakt so *prekär*, dass sie ständig bekundet und erwiesen werden muss. Der Erfolg dieser oft recht pathetischen Anstrengungen ist so wenig gesichert, dass es zur Auszeichnung eines Mannes *unter Männern* genügt, zu betonen, er sei ein Mann (Bourdieu 2005).

Adorno und Horkheimer schildern eine Schlüsselszene aus Homers *Ilias*, die sie bezeichnend finden für die Selbstdisziplinierung von Männern in der Patriarchatsgeschichte.

Als Odysseus Gefahr läuft, samt seinen Gefährten Opfer des tödlichen Gesangs der Sirenen zu werden, gibt es für ihn »nur zwei Möglichkeiten des Entrinnens.

Die eine schreibt er den Gefährten vor. Er verstopft ihnen die Ohren mit Wachs, und sie müssen mit Leibeskräften rudern. Wer bestehen will, darf nicht auf die Lockung des Unwiederbringlichen hören, und er vermag es nur, indem er sie nicht zu hören vermag. Dafür hat die Gesellschaft stets gesorgt. Frisch und konzentriert müssen die Arbeitenden nach vorwärts blicken und liegenlassen, was zur Seite liegt. Den Trieb, der zur Ablenkung drängt, müssen sie verbissen in zusätzliche Anstrengung sublimieren. So werden sie praktisch.

Die andere Möglichkeit wählt Odysseus selber, der Grundherr, der die anderen für sich arbeiten lässt. Er hört, aber ohnmächtig an den Mast gebunden, und je größer die Lockung wird, umso stärker lässt er sich fesseln. ... Das Gehörte blieb für ihn folgenlos, nur mit dem Haupt vermag er zu winken, ihn loszubinden, aber es ist zu spät, die Gefährten, die selbst nicht hören, wissen nur von der Gefahr des Lieds, nicht von seiner Schönheit, und lassen ihn am Mast, um ihn und sich zu retten. ... Die Bande, mit denen er sich unwiderruflich an die Praxis gefesselt hat, halten zugleich die Sirenen aus der Praxis fern ...« (1987, S. 56)

Spielräume

Auch Buben haben um ihre geschlechtliche Identität zu kämpfen. Männlichkeit erscheint als äußerst fragiles Gebilde und wird unter den Peers sehr stereotyp definiert, vor allem auch streng überwacht. Buben, die sich bei den angesagten Männlichkeitsinszenierungen nicht einreihen, werden gnadenlos gemobbt. Eine der gängigsten Schmähungen ist das Attribut »*schwul*«. Damit wird nicht reale Homosexualität unterstellt, sondern bloß *symbolische Weiblichkeit* diffamiert. Buben fahren in ihrem Ringen um Männlichkeit auch Kollateralschäden ein. Schulische Leistung gilt als *mädchenhaft*. *Schulische Erfolgstypen* werden deshalb nicht nur von den Schulkameraden als *unmännlich* codiert, sondern auch von Lehrpersonen. Diese sind geneigt in ihren minderleistenden Schülern »*underachiever*« zu sehen, nicht Versager. Hochleistende Mädchen werden hingegen tendenziell als »*overachiever*« angesehen und für ihren Fleiß gelobt, nicht für ihre Tüchtigkeit (Spiel, Schober u. Finsterwald 2011). Für Knaben bringt die Fähigkeit, schulische Anforderungen zu unterlaufen Prestige während Attribute wie »*klug*« oder »*Streber*« angesehene Positionen in der Peergroup verunmöglichen (Phoenix u. Frosh 2005). Es gibt allerdings auch sozial abgehobene Schülerpopulationen, die schulischen Erfolg traditionell mit Dominanz assoziieren, sie finden sich vor allem in Privatschulen.

Selbstverständlich erleben auch Buben vielfältige Loyalitätskonflikte in der Familie. Sie sind an die Mutter aber nur als Liebesobjekt gebunden und die Bindung an den Vater als Identifikationsobjekt ist in aller Regel weniger stark. Das kann zwar zu Orientierungsschwächen führen, aber die Lösung von der Familie ist dadurch weniger konfliktträchtig. Zudem repräsentiert der Vater – idealtypisch – bereits die Öffentlichkeit. Der Schritt des jungen Mannes in die Welt wird schließlich auch traditionell von der Gesellschaft gefordert. Allerdings können sich Buben in einem *Double-Bind* nach dem Muster: »Sei erfolgreich, verändere Dich ...« – »Bleibe einfach ... mir nahe«

(Bourdieu 2000, S. 88) verfangen. Besonders eine gesellschaftliche Deklassierung des Vaters kann sich entwicklungshemmend auswirken. Väterliches Scheitern mag Söhne zum Abbruch ihrer Ausbildung motivieren. Das legitime Thema der jungen Männer ist und bleibt allerdings die Gestaltung öffentlicher Belange und das verschafft ihnen Bedeutung und Macht (Dux 1997).

Junge Frauen kommen hingegen meist von einer Familie in die nächste, ohne dass ihnen in der Zwischenzeit der gleiche Explorationsspielraum im öffentlichen Feld zugestanden wird, mit dem Leben zu experimentieren. Die Adoleszenzkrise eröffnet für viele Mädchen weniger eine *zweite Chance* auf persönliches Wachstum, als dass sie zu einer Blockierung ihrer Entwicklung führt. Ihr Vertrauen in die eigene Leistung und Wirksamkeit sinkt (Paseka u. Wroblewski 2009; Flaake 2006; King 2002). Entmutigt verlagern sie in der Folge kindliche Muster von Bindung und Abhängigkeit mehr oder weniger auf ihre neue Familie, auch wenn es sich bloß um eine Partnerschaft handelt. Ähnlich übertragen junge Frauen die Enge der Familie, die eingeschränkten Perspektiven ihrer Töchterexistenz, auf die Welt. Entsprechend realisieren sie für sich wenig begehrenswerte und zugleich würdige Chancen, ihre Größenphantasien mit der Welt zu versöhnen. Größenphantasien werden Mädchen gar nicht in dem Ausmaß zugestanden wie Buben. Sie werden nicht für ihre Größe geliebt oder anerkannt, ganz im Gegenteil. Zumindest wird ihnen das suggeriert. Junge Frauen, die trotz gesellschaftlichen Gegenwindes ihrem Wunsch nach eigener Größe nachgehen, werden immer wieder durch schwere Schuldgefühle und Zweifel an ihrem Gefühlsleben irritiert.

Ernst Bloch sagt, gute Jugend glaube, sie hätte Flügel und dass alles Rechte auf ihre herbrausende Ankunft warte. Aber junge Frauen breiten ihre Flügel oft gar nicht aus. Wenn sie ausfliegen, legen sie diese bald entmutigt wieder an oder kehren gestutzt zurück. »*Man hat halt oft so eine Sehnsucht in sich – aber dann kehrt man zurück mit gebrochenen Flügeln und das Leben geht weiter, als wär' man nie dabei gewesen* –«, sagt Karoline in Ödon von Horvaths Stück *Kasimir und Karoline*.

Das Tabu der Größenphantasien für Frauen wirkt effektiv und nachhaltig. Die gläserne Decke existiert für Frauen nicht nur im Außen, im öffentlichen Feld, sondern auch im eigenen Fühlen, Denken und Handeln. Es gehört zu den hartnäckigsten Erzählungen, dass starke Frauen nicht geliebt würden. Und Frauen wollen geliebt werden. Schließlich verleugnen sie oft ihre Größenansprüche oder machen sie unbewusst. Ihre Domäne wird die Empathie. Andere restlos zu verstehen, ist das letzte Refugium der Allmacht. Mit Empathie kann man Menschen beeinflussen, man kann sie fördern, aber ebenso manipulieren. Dabei handelt es sich allerdings um eine abhängige, eine *schwache* Macht.

Mit dieser Mentalität nützt es den Mädchen wenig, wenn sie die besseren Schulleistungen aufweisen und es ist diese Dynamik, die sie später chronisch jene Ausbildungen wählen lässt, die gerade nicht dazu disponieren, in den »*ernsten* Spielen« der Gesellschaft mitzumischen. Unter diesen Aspekten braucht es auch nicht zu wundern, wenn sich in empirischen Studien zum moralischen Urteil zeigt, dass Frauen noch seltener als Männer auf autonomer, universalistischer Ebene urteilen. (Kohlberg 1997; Gilligan 1988) Paul M. Zulehner (1999) versuchte im Rahmen eines Symposium die Notwendigkeit der Väter in der Moralerziehung mit der Behauptung zu begründen,

Frauen wären in ihrer symbiotischen Verschmelzung mit ihren Kindern gar nicht zu universalistischer Moral fähig.

Tatsächlich gehen bei Frauen autonome moralische Urteile in höherem Maß mit Schuldgefühlen einher. Es bedarf der Überzeugung eigener Größe, um sich konventionellen Bindungen entgegenzustellen. Die Befreiung aus der Totalverpflichtung auf Familie und Beziehungen ist Voraussetzung dafür, universalistische moralische Positionen entwickeln zu können. Bei schwacher Individuierung verfangen sich Frauen in partikulären Interessenserwägungen oder lassen sich durch Schuldgefühle auf ein niedrigeres moralisches Niveau zurückpfeifen.

Selbstverständlich gibt es Frauen, die ihr Größenselbst nicht unter den Scheffel stellen. Oft sind sie erfolgreich. Und sie werden geliebt, wenn auch nicht allerseits. Solche Geschichten haben wenig Publizität, wenn es sich nicht gerade um besonders chice Frauenexemplare handelt. Auch in Schulbüchern fehlen sie nach wie vor (Finsterwald u. Ziegler 2007). Es wird aber viele *Gegenerzählungen* zum öffentlichen Mythos der weiblichen Frau und des männlichen Mannes geben müssen, damit Mädchen ihre zweite Chance in großer Zahl nützen. Erzählungen beispielsweise darüber, dass nicht der Aufbruch in die weite Welt gefährlich ist, sondern die Einschränkung auf die Familie.

Nur *verheiratete* Frauen weisen die doppelte Depressionsrate der Männer auf. Die Lebenserwartung von Frauen steigt mit ihrer Scheidung, während die der Männer sinkt (Martinek 2008; Gutierrez-Lobos et al. 2001b; Prinz 1995).

Die Malerin Paula Modersohn-Becker, ihr ganzes Leben hin und her gerissen zwischen Kunst und Familie, geplagt von Schuldgefühlen und Zweifeln an der Stimmigkeit ihres Empfindens, schrieb in ihr Tagebuch:

»Es ist meine Erfahrung, dass die Ehe nicht glücklicher macht. ... Man fühlt in der Ehe doppelt das Unverstandensein, weil das ganze frühere Leben darauf hinausging, ein Wesen zu finden, das versteht. Und ist es vielleicht nicht doch besser ohne diese Illusion, Aug' in Auge einer großen einsamen Wahrheit? ...

Dies schreibe ich in mein Küchenhaushaltsbuch am Ostersonntag 1902, sitze in meiner Küche und koche Kalbsbraten.« (Modersohn-Becker u. Gallwitz 1917, S. 172)

Paula Modersohn-Becker starb 31-jährig an den Folgen der Geburt ihrer ersten Tochter.

Amartya Sen belegt die *Selbstständigkeit* von Frauen als *signifikantesten* und *einzig verlässlichen* Wirkfaktor in der Entwicklung von Gesellschaften mit weltweiten Studien. Selbstständige Frauen befördern alle Aspekte der Lebensqualität, Männer profitieren ebenso wie Frauen und Kinder. »Nichts ist in der politischen Ökonomie der Entwicklung heute wichtiger als eine adäquate Würdigung der politischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Teilhabe und Führungsrolle der Frau« (Sen 2000, S. 230).

Erzählungen dieser Art können Mädchen ermutigen zu Eigensinn, Autonomie und neuen Formen von Gemeinschaft.

Literatur

- American Psychological Association/APA (2010): Report of the APA Task Force on the Sexualization of girls: www.apa.org/pi/women/programs/girls/report.aspx.
- Antonovsky, A.; Franke, A. (1997): *Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit*. Tübingen: dgvt-Verlag.
- Ayres, M.; Leaper, C. (2007): A Meta-Analytic Review of Gender Variations in Adults' Language Use: Talkativeness, Affiliative Speech, and Assertive Speech. *Personality and Social Psychology Review*, Vol. 11(4): 328–363.
- Bauer, J. (2011): *Schmerzgrenze. Vom Ursprung alltäglicher und globaler Gewalt*. München: Karl Blessing.
- Beck, U.; Beck-Gernsheim, E. (1990): *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bernfeld, S. (1929): Selbstmord. *ZS. f. psychoanalytische Pädagogik*, 3: 355–363.
- Bloch, E. (1959): *Das Prinzip Hoffnung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1987): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (2000): Das väterliche Erbe. Probleme der Vater-Sohn-Beziehung. In: Bosse, H.; King, V. (Hg.): *Männlichkeitsentwürfe, Wandlungen und Widerstände im Geschlechterverhältnis*, Frankfurt a. M.: Campus, S. 83–90.
- Bourdieu, P. (2005): *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (2005): *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Braun, Ch. (1994): *NichtIch. Logik, Lüge, Libido*. Frankfurt a. M.: Verlag Neue Kritik.
- Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend/BMWFJ (2011): *Jugendmonitor*.
- Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung/BZgA (Hg.) (2010): *Jugendsexualität 2010. Repräsentative Wiederholungsbefragung von 14–17-Jährigen und ihren Eltern*. www.bzga.de/infomaterialien/studien/jugendsexualitaet-2010
- Bütow, B. (2011): Sozialräumliche Konstruktionsprozesse von Geschlecht in der weiblichen Adoleszenz. *Betrifft Mädchen* 3/2011: 108–113.
- Chasseguet-Smirgel, J. (1979): Die weiblichen Schuldgefühle. In: Chasseguet-Smirgel, J. (Hg.): *Psychoanalyse der weiblichen Sexualität*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 134–191.
- Colett, P. (2004): Ich sehe was, was du nicht sagst. *Bergisch Gladbach: Ehrenwirth*.
- Darley, J.; Latané, B. (1968): Bystander Intervention in Emergencies: Diffusion of Responsibility. *Journal of Personality and Social Psychology*, 8(4): 377–383.
- Darwin, Ch. (1872): *The expression of emotions in man and animals*. London: John Murray.
- Dornes, M. (2012): *Die Modernisierung der Seele. Kind-Familie-Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: S. Fischer.
- Dux, G. (1997): Die Spur der Macht im Verhältnis der Geschlechter. Über den Ursprung der Ungleichheit zwischen Frau und Mann. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Eissler, K. (1966): Bemerkungen zur Technik der psychoanalytischen Behandlung Pubertierender nebst einigen Problemen der Perversion. *Psyche*, Jg. XX: 837–872.
- Erdheim, M. (1997): Weibliche Größenphantasien in Adoleszenz und gesellschaftlichen Umbrüchen. In: Cremerius, J.; Fischer, G.; Gutjahr, O.; Mauer, W.; Pietzcker, C. (Hrsg.) (1997): *Freiburger literaturpsychologische Gespräche, Adoleszenz, Jahrbuch für Literatur und Psychoanalyse*, Band 16, Würzburg: Königshausen & Neumann GmbH, S. 27–44.
- Erdheim, M. (1997): *Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Erdheim, M. (2007): Innere psychische Räume und der Antagonismus von Familie und Kultur. In: Modena, E.: *Leidenschaften. Paul Parin zum 90. Geburtstag*. Freiburg: Freitag Mediengesellschaft.
- Erdheim, M. (2010): Das Verhältnis zwischen Kindheit und Adoleszenz. Zum Konzept der Adoleszenz als zweite Entwicklungschance. *Vortragsmanuskript, persönlich zur Verfügung gestellt*.
- Fend, H. (2000): *Entwicklungspsychologie des Jugendalters*. Opladen: Fischer.
- Finsterwald, M.; Ziegler, A. (2007): Geschlechterrolenstereotype in Schulbuchabbildungen der Grundschule. In: Ludwig, P. H.; Ludwig H. (Hg.) (2007): *Erwartungen in himmelblau und rosarot*.

- Effekte, Determinanten und Konsequenzen von Geschlechterdifferenzen in der Schule. Weinheim: Juventa, S. 117–142.
- Flaake, K. (2002): Körpererfahrungen – zur Bedeutung familialer Interaktionen in der Adoleszenz von Mädchen und jungen Frauen. *Z. f. Frauenforschung und Geschlechterstudien* 1+2/2002: 115–127.
- Flaake, K.; King, V. (Hg.) (2003): *Weibliche Adoleszenz, Zur Sozialisation junger Frauen*. Weinheim: Beltz.
- Flaake, K. (2006): Geschlechterverhältnisse – Adoleszenz – Schule – Männlichkeits und Weiblichkeitsinszenierungen als Rahmenbedingungen für pädagogische Praxis. *Gruppenanalyse* 2/06: 383–395.
- Foucault, M. (2007): *Technologien des Selbst*. In: *Ästhetik der Existenz. Schriften zur Lebenskunst*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 287–317.
- Freud, A. (1936): *Das Ich und die Abwehrmechanismen*, München: Kindler.
- Freud, S. (1909) *Der Familienroman der Neurotiker*. In: *GW.VII*. Frankfurt a. M.: Fischer, S. 227–231.
- Freud, S. (1914): *Zur Einführung des Narzissmus*, *GW X*. Frankfurt a. M.: Fischer, S. 137–170.
- Freud, S. (1930) *Das Unbehagen in der Kultur*, in *GW XIV*. Frankfurt a. M.: Fischer, S. 419–506.
- Friessl, Ch.; Kromer, I.; Polak, R. (2008): *Lieben, Leisten, Hoffen. Die Wertewelt junger Menschen in Österreich*. Wien: Czernin.
- Gebauer, G. (1997): *Kinderspiele als Aufführungen von Geschlechtsunterschieden*. In: Dölling, I.; Kraus, B. (1997): *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der Praxis*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 259–284.
- Gehlen, A. (1956): *Urmensch und Spätkultur*. Bonn: Athenäum.
- Gilligan, C. (1988): *Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau*. München: Piper.
- Gilligan, C. (2003): *Auf der Suche nach der verlorenen Stimme in der weiblichen Adoleszenz – Shakespeares Schwester unterrichten*. In: Flaake, K.; King, V. (Hg.) (2003): *Weibliche Adoleszenz, Zur Sozialisation junger Frauen*. Weinheim: Beltz, S. 40–63.
- Goffman, E. (1981): *Geschlecht und Werbung*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Grammer, K. (2000): *Signale der Liebe*, München: Deutscher Taschenbuch-Verlag.
- Grammer, K. (2010): *Darwin'sche Ästhetik*. In: Liessmann, K. P. (Hg.): *Vom Zauber des Schönen. Reiz, Begehren und Zerstörung*. Wien: Zsolnay, S. 215–231.
- Gutierrez-Lobos, K. (2001a): *Frauen für Frauen*. www.frauenfuerfrauen.org/pages/themen/depression.htm.
- Gutierrez-Lobos, K. (2001b): *Geschlechtsspezifische Aspekte psychischer Störungen*, www.meduni.wien.ac.at.
- Hagemann-White, C. (2003): *Berufsfindung und Lebensperspektive in der weiblichen Adoleszenz*. In: Flaake, K.; King, V. (2003): *Weinheim: Beltz*, S. 64–83.
- Hilkens, M. (2010): *McSex. Die Pornofizierung unserer Gesellschaft*. Berlin: Orlanda Frauenverlag.
- Hegel, G. W. F. (1807, 1971) *Phänomenologie des Geistes*, Werke in 20 Bänden, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, Bd. III.
- Honneth, A. (2003): *Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hontschik, B. (2005): *Das Ikarus-Syndrom*. In: King, V.; Flaake, K. (Hg.) (2005): *Männliche Adoleszenz. Sozialisation und Bildungsprozesse zwischen Kindheit und Erwachsensein*. Frankfurt a. M.: Campus, S. 325–339.
- Hopf, H. (1998): *Aggression in der analytischen Therapie von Kindern und Jugendlichen*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Horkheimer, M./Adorno, Th. W. (1987): *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*. In: Horkheimer, M. *Gesammelte Schriften*, Band 5. Frankfurt a. M.: Fischer, S. 423–452.
- Kant, I. (1781/1998): *Kritik der reinen Vernunft*. Hamburg: Meiner Verlag.
- Kant, I. (1784): *Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?* *Berlinische Monatszeitschrift* Bd. 4(12): 481–494.
- King, V.; Flaake, K. (Hg.) (2005): *Männliche Adoleszenz. Sozialisation und Bildungsprozesse zwischen Kindheit und Erwachsensein*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Koch, S. C. (2011): *Embodiment. Der Einfluss von Eigenbewegung auf Affekt, Einstellung und Kognition. Experimentelle Grundlagen und klinische Anwendungen*. Berlin: Logos.
- Kohlberg, L. (1997): *Die Psychologie der Moralentwicklung*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Kuhn, E. D. (1992): Playing down authority while getting things done: Women professors get help from the Institution. In: Hall, K.; Buchholz, M.; Moonwomon, B. (eds.): *Locating power: Proceeding of the Second Berkeley Women and Language Conference*, Berkeley, CA: Berkeley Women and Language Group p. 318–325.
- Lévi-Strauss, C. (1975): *Das Feld der Anthropologie*. In: *Strukturelle Anthropologie II*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Liessmann, K. P. (2006): *Theorie der Unbildung. Die Irrtümer der Wissensgesellschaft*. Wien: Zsolnay.
- Martinek, N. (2008): *Psychiatrie: Depressionen sind kein Frauenleiden*. In: *MMA 2008. Ärztemagazin*: 28–29.
- Modersohn-Becker, P. (1917): *Briefe und Tagebuchblätter*, hg. von Gallwitz, S. D. Hannover: Kestner Gesellschaft E.V.
- Morgner, I. (1990) zit. in *Z EMMA 6/1990*.
- Neuber, A. (2009): *Die Demonstration kein Opfer zu sein. Biografische Fallstudien zu Gewalt und Männlichkeitskonflikten. Interdisziplinäre Beiträge zur kriminologischen Forschung*, Bd. 35. Baden-Baden: Nomos.
- Novotny, E. (2010): *Ermächtigen. Ein Bildungsbuch. Für eine wache Zeitgenossenschaft im Spannungsfeld von Individualisierung und neuen Formen von Gemeinschaft*. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Novotny, E. (1996): *Lernen und Realitätsverlust in der Schule*. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Olivier, Ch. (2000): *Jokastes Kinder. Die Psyche der Frau im Schatten der Mutter*. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag.
- Paseka, A.; Wroblewski, A. (2009): *Geschlechtergerechte Schule: Problemfelder, Herausforderungen, Entwicklungsansätze*. In: Specht, W. (Hg.) (2009): *Nationaler Bildungsbericht Österreich 2009*, Band 2, Graz: Leykam, S. 203–221.
- Parin, P.; Parin-Mathéy, G. (1978): *Die Anpassungsmechanismen des Ich und die Psychoanalyse gesellschaftlicher Subjekte*. In: Parin, P.: *Der Widerspruch im Subjekt. Ethnopsychanalytische Studien*. Frankfurt a. M.: Syndikat, S. 112–133.
- Phoenix, A.; Frosh, St. (2005): *Hegemoniale Männlichkeit, Männlichkeitsvorstellungen und Ideale in der Adoleszenz*. In: King, V.; Flaake, K. (Hg.) (2005), S. 19–35.
- Prinz, Ch. (1995). *Cohabiting, Married or Single. Averbury: Aldershot, Brookfield, Vermont*.
- Reich, W. (1987): *Die Funktion des Orgasmus*. Köln: Kiepenheuer und Witsch
- Rohde-Dachser, Ch. (1997): *Expedition in den dunklen Kontinent. Weiblichkeit im Diskurs der Psychoanalyse*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Rohmann, G. (Hg.) (2007): *Krasse Töchter. Mädchen in Jugendkulturen*. Berlin: Archiv der Jugendkulturen.
- Rotter, L. (1989): *Die Dynamik der Pubertät (Kongressvortrag 1936)*. In: Benz, A. (Hg.), *Sexappeal und männliche Ohnmacht*. Freiburg: Kore, S. 175–231.
- Seiffge-Krenke, I.; Seiffge, J. M. (2005): *»Boys play sport...?« Die Bedeutung von Freundschaftsbeziehungen für männliche Jugendliche*. In: King, V.; Flaake, K. (Hg.) (2005): S. 267–285.
- Sen, A. (2000): *Ökonomie für den Menschen*. München-Wien: Hanser.
- Sloterdijk, P. (2006): *Zorn und Zeit*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Specht, W. (Hg.) (2009): *Nationaler Bildungsbericht Österreich 2009*. Graz: Leykam.
- Spiel, Ch.; Schober, B.; Finsterwald, M. (2011): *Brave Mädchen – Böse Buben? Genderstereotype in der Bildungssozialisation*. In: Magerl, G.; Neck, R.; Spiel, Ch. (Hg.): *Wissenschaft und Gender*. Wien: Böhlau, S. 91–97.
- Stich, J. (2005): *Annäherungen an sexuelle Beziehungen. Empirische Befunde zu Erfahrungs- und Lernprozessen von Jungen*. In: King, V.; Flaake, K. (Hg.) (2005): S. 163–181.
- Tannen, D. (1999): *Andere Worte, andere Welten. Kommunikation zwischen Frauen und Männern*. München: Goldmann.
- Tiedens, L. Z. (2001): *Anger and advancement versus sadness and subjection: the effect of negative emotion expressions on social status conferral*. *Journal of Personality and Social Psychology*, 80(1): 86–94.
- Trendbüro-Steinle, A.; Wippermann, P. (2003): *Die neue Moral der Netzwerkkinder*. München: Piper.
- Walter, N. (2010): *Living Dolls. – The Return of Sexism*. London: Virago Press.

Werth, L. (2004): Psychologie für die Wirtschaft. München: Spektrum, S. 151 f.

Winnicott, D. W. (1971): Vom Spiel zur Kreativität. Stuttgart: Klett-Cotta.

Woolf, V. (1981): Ein Zimmer für sich allein. Frankfurt a. M.: Fischer.

Zulehner, P. M. (1999): Wortspende am 10.10. 1999 im RadioKulturhaus in Wien.

Zulehner, P. M. (2011): Frauen in Österreich in Kirche und Gesellschaft. Wien: www.welt-der-frau.at.

Korrespondenzadresse: Dr. Eva Novotny, Institut zur Förderung von Vernunft und Fairness, Mitterberggasse 11/6, A-1180 Wien; E-Mail: evanovo@aon.at